

# Afghanistan: Sie geben nicht auf

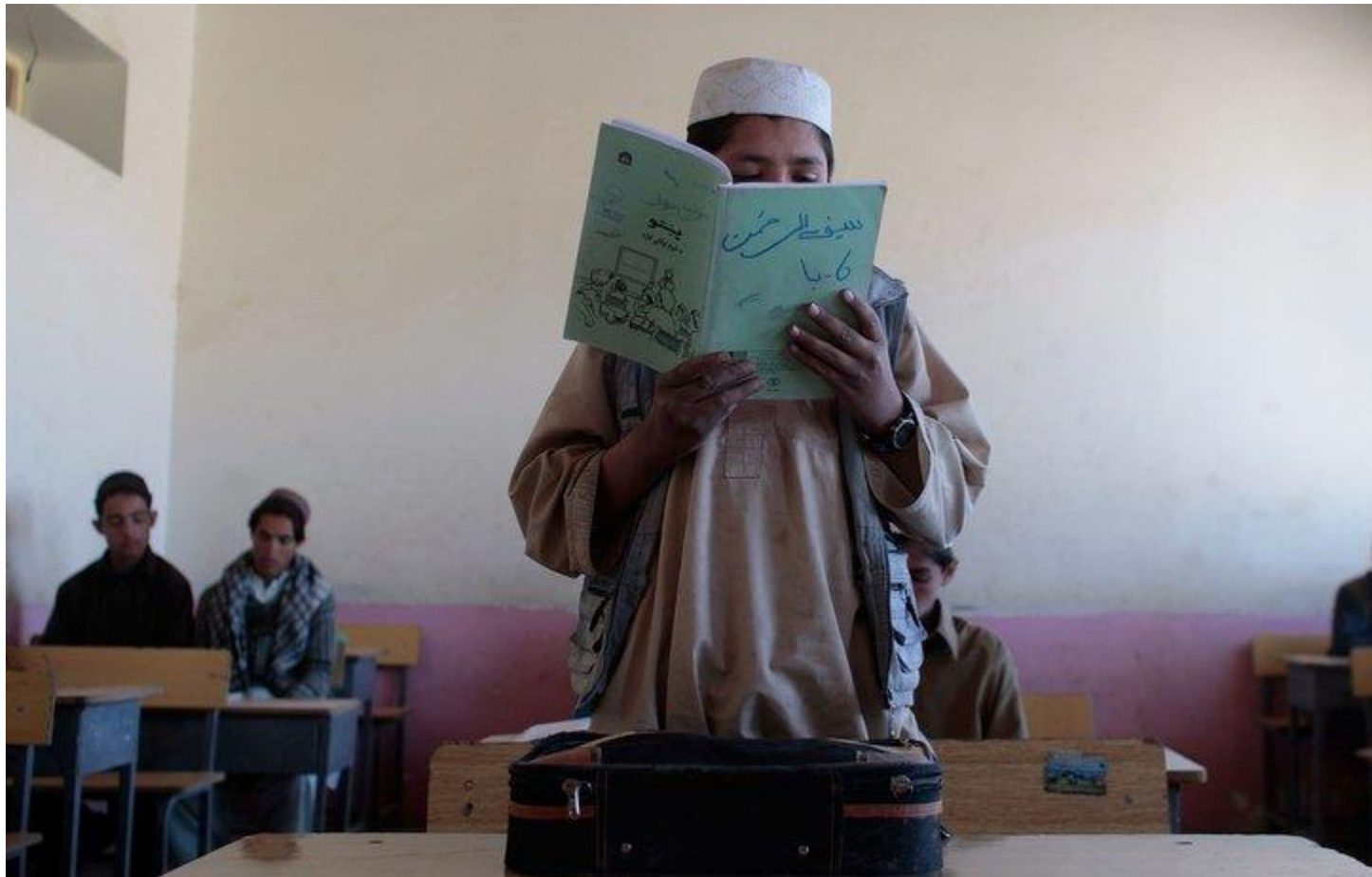
Ein deutsches Ehepaar bringt Kindern in Afghanistan seit 20 Jahren Lesen, Schreiben und Rechnen bei. Nun ist ihr Lebenswerk in Gefahr.

Von [Carsten Stormer](#)

27. Dezember 2017, 16:47 Uhr Editiert am 18. Januar 2018, 4:30 Uhr DIE ZEIT Nr. 1/2018, 28.

Dezember 2017 [7 Kommentare](#)

[Aus der ZEIT Nr. 01/2018](#)



Ein Student liest ein Essay vor, das er selber geschrieben hat. © Chris Hondros/Getty Images

**Sie geben nicht auf – Seite 1**

Was wohl ihr Ehemann dazu sagen würde? Seit er tot ist, geht sie zur Schule, ist sie auf der Suche nach Antworten, holt Wissen nach, als wolle sie verlorene Zeit aufholen. Ihr ganzes Leben lang hat sie sich gefragt, was auf den Schildern der Geschäfte steht, in denen sie einkauft.

Rasiah Abdulghaffur ist eine schmale Frau, der das Leben tiefe Furchen ins Gesicht gezeichnet hat. Und Analphabetin, wie so viele Afghaninnen. Jetzt, mit 34, geht Abdulghaffur zur Schule. Und fordert, dass der Lehrer sie endlich aufruft. Ihr Arm schnellt in die Höhe, sie schnippt mit den Fingern, immer wieder.

Der Lehrer nimmt eine andere Schülerin dran, ein kleines Mädchen, das in der Reihe vor ihr sitzt. Über Abdulghaffurs Stirn huscht zarte Empörung, aber bei der nächsten Frage geht ihr Arm wieder hoch, und diesmal hat der Lehrer ein Einsehen. Abdulghaffur schreitet nach vorn, schnappt sich die Kreide und schreibt langsam, aber konzentriert an die Schiefertafel. Der Lehrer nickt, und Abdulghaffur macht vor Freude einen Hüpf. Sie rückt ihr Kopftuch zurecht und setzt sich wieder auf ihren Platz. Rechts neben ihr kichern ihre beiden Söhne, 13 und 10, links von ihr hockt ihre 15-jährige Tochter, die sie anerkennend in die Seite knufft.

Rasiah Abdulghaffur ist die älteste Schülerin der Moscheenschule am nördlichen Stadtrand Kabuls. Sie hängt an den Lippen des Lehrers, saugt Wörter und Wissen auf. Jeden Morgen von sechs bis halb sieben, sonntags bis donnerstags, lesen, schreiben, rechnen. Auf wenigen Quadratmetern unterrichten drei Lehrer gleichzeitig drei Klassen. 70 Schüler, dicht nebeneinander. Ein älterer Herr mit schlohweißer Bürstenfrisur lehnt an einer der Stützsäulen der Moschee und beobachtet den Unterricht. Er trägt eine Lesebrille und das traditionelle Männergewand Schalwar Kamis – Pluderhose, darüber ein langes Oberhemd. Manchmal, wenn eine Schülerin ein Wort falsch buchstabiert, korrigiert er behutsam in perfektem Dari. Peter Schwittek, deutscher Mathematiklehrer im Ruhestand, 77 Jahre alt, ist einer der letzten in [Afghanistan](#) verbliebenen Entwicklungshelfer. Während die allermeisten, die mit dem Versprechen kamen, Afghanistan in eine bessere Zukunft zu führen, wieder verschwunden sind, ist Schwittek noch da. Noch. "Dieser Hunger nach Bildung beeindruckt mich jedes Mal wieder", sagt er, während die Schüler ein Diktat schreiben. "Schwer zu fassen, dass es damit vielleicht bald vorbei sein soll."

Vor zwei Jahrzehnten gründete Schwittek mit seiner Frau Anne Marie, einer Sozialarbeiterin, einen Verein mit dem sperrigen Namen "Organisation zur Förderung regionaler afghanischer Initiativen und Nachbarschaftshilfen", kurz: [Ofarin](#). Auf Dari, einer der zwei Amtssprachen [Afghanistans](#), heißt Ofarin: "gut gemacht!" Das sagen Lehrer zu ihren Schülern. Das Ziel der Schwitteks: möglichst vielen Kindern – vor allem auch Mädchen – Lesen, Schreiben und Mathematik beizubringen. Tausende Schüler wurden seitdem von Ofarin-Lehrern unterrichtet. Doch nun, da internationale Hilfstrupps ebenso wie viele Soldaten aus dem Land abgezogen werden, droht auch das Ende der Anstrengungen der Schwitteks. Geldgeber sind abgesprungen – weil die Sicherheitslage in Afghanistan einfach zu brüchig ist. Noch reicht das Geld für ein paar Wochen, aber dann könnte es mit dem Lernen für Rasiah Abdulghaffur und Tausende andere wieder vorbei sein.



[Dieser Artikel stammt aus der ZEIT Nr. 01/2018. Hier können Sie die gesamte Ausgabe lesen.](#)

Nach dem Unterricht verabschiedet sich Abdulghaffur von ihren Söhnen. Schoaib und Faradin, dünn und zerzaust, müssen Geld verdienen, um die Familie zu unterstützen. Sie arbeiten in einem Busbahnhof, locken Passagiere in die Sammeltaxis und Fernbusse. Abdulghaffur selbst hat nie eine staatliche Schule besucht, erst der Bürgerkrieg, dann die [Taliban](#), später noch mehr Krieg, und als endlich ein bisschen Frieden herrschte, sei sie zu alt gewesen. Vor zwei Jahren starb ihr Mann mit nur 30 Jahren an Krebs. Seitdem bestimmen die Männer aus der Familie des Verstorbenen über Abdulghaffurs Leben und das ihrer Kinder. Männer, die glauben, dass Bildung nichts für Frauen sei. Und wenn es nach dem Willen ihres arbeitslosen Schwagers ginge, wäre das auch so geblieben. Der ließ sich nur überzeugen, weil dieser Unterricht in einer Moschee stattfindet, das Gotteshaus nur 15 Gehminuten von Abdulghaffurs Haus entfernt liegt und somit kaum Gefahr besteht, unterwegs mit Männern anzubandeln. Zudem habe der lokale Mullah Bildung für Frauen als *halal*, als "sauber" bezeichnet.

"Ich wünschte, meine Tochter könnte eines Tages studieren, einen Beruf ausüben, eigenes Geld verdienen, damit sie es mal besser hat und etwas für ihr Land tun kann. Aber der Bruder meines Mannes erlaubt es nicht", sagt Abdulghaffur und beginnt zu weinen. Dann wischt sie sich die Tränen aus dem Gesicht und verabschiedet sich. Die Zeit für den Unterricht könne sie sich freischaufeln, den Rest des Tages müsse sie waschen, kochen, Wasser holen und putzen.

Anne Marie Schwittek schüttelt den Kopf, wenn sie so eine Geschichte hört, und vor Wut verengen sich ihre Augen zu Schlitzen: "Nach all den Jahren geht mir immer noch das Messer in der Hose auf, wenn ich so etwas höre", sagt sie.

## **"Wir sind emotional am Limit"**

Afghanistan ist zwar ein Land, in dem Schulpflicht besteht, dem die Europäische Union Geld für Lehrer gibt und in dem ständig Schulen gebaut werden. Trotzdem sind die Klassen überfüllt, werden die Lehrer schlecht bezahlt oder erscheinen gar nicht erst zum Unterricht. "Oftmals haben wir hier Kinder, die in eine staatliche Schule gehen und nach fünf Jahren Unterricht immer noch Analphabeten sind", sagt Peter Schwittek. In den staatlichen Schulen gehe es allenfalls darum, das Unterrichtspensum schnell zu erledigen. Arme Familien könnten es sich zudem nicht leisten, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Die Töchter müssten im Haushalt helfen, die Söhne den Tag über betteln, Schuhe putzen oder Telefonkarten verkaufen.

Diese Kinder wollen die Schwitteks auffangen: die größten Verlierer in diesem verlorenen Land. Sie sind empfänglich für Verführer, die Selbstmordattentate oder die Idee des Heiligen Krieges preisen. Menschen mit Wissen lassen sich nicht so leicht in den Krieg locken. Und Menschen mit einem Einkommen geraten seltener in Versuchung, ihr Glück in Europa zu suchen.

Um seine Mission zu erfüllen, ist Peter Schwittek auf die Hilfe lokaler Imame angewiesen, die ihre Moscheen für den Unterricht zur Verfügung stellen. Einer dieser Verbündeten ist Obaidullah Karisada. Der 42-jährige Imam ist stellvertretender Abteilungsleiter für religiösen Unterricht im Ministerium für religiöse Angelegenheiten und damit ein wichtiger Ansprechpartner der Schwitteks. Wenn es mal wieder Streit um Lehrpläne gibt, Beamte zu hohe Bestechungsgelder fordern oder Visa verweigert werden, springt Karisada ein. "Im Koran steht nichts davon, dass nur Jungen zur Schule gehen dürfen. Frauen und Mädchen sind eine wichtige Stütze der Gesellschaft. Was würde es bringen, sie dumm zu halten?", fragt er, rückt das Gebetskäppi auf seinem Kopf zurecht und grinst. Der Imam ist ein freundlicher, ruhiger Mann. Seit zwölf Jahren steht er der Moschee vor, Tausende Mädchen und Frauen haben hier in der Zeit lesen gelernt – so wie jetzt Rasiah Abdulghaffur. "Ohne Ofarin wären sie niemals zur Schule gegangen", sagt der Geistliche.

Jeden Morgen schlüpfen 170 Kinder durch die schmale Metalltür von Karisadas Moschee, laufen die steilen Treppenstufen zu den Klassenzimmern hinunter, setzen sich auf den Boden und begrüßen die Lehrer mit einem lauten *Salam alaikum*. Während die Schüler über ihren Heften brüten, erzählt der Imam, dass er fünf Bücher über Frauenrechte in Afghanistan verfasst habe. Darüber, dass Bildung nicht im Widerspruch zum Koran stehe und erst recht kein Privileg der Männer sei. Karisada ist ein liberaler Schriftgelehrter, der bei Facebook wegen seiner Ansichten bedroht wird. "Mit den Taliban würde ich gerne mal eine Stunde lang den Koran diskutieren. Sie hätten keine Chance", sagt er.

Etwa 5.000 Schüler, mehr als die Hälfte davon Mädchen, lernen derzeit bei Ofarin in Dutzenden Moscheen in [Kabul](#) und drei Provinzen des Landes. "Bei uns lernen sie innerhalb eines Jahres Lesen und Schreiben", sagt Peter Schwittek. Ofarin ist das eingelöste Versprechen, mit dem auch die deutsche Regierung vor 16 Jahren den Militäreinsatz in Afghanistan rechtfertigte: durch Aufbauhilfe zu einer mündigen Gesellschaft beizutragen.

Dass das Lebenswerk der Schwitteks nun bedroht ist, liegt an einem sehr blutigen Jahr für Afghanistan und die dort arbeitende internationale Gemeinschaft. Eine deutsche Entwicklungshelferin starb in Kabul bei einem Überfall, und ein Tanklaster, vollgestopft mit Sprengstoff, tötete Ende Mai vor der deutschen Botschaft 160 Afghanen. Die deutsche Regierung holte im Anschluss alle Botschaftsangehörigen zurück in die Heimat. Nur der deutsche Botschafter ist geblieben und residiert als einziger deutscher Diplomat in der amerikanischen Botschaft.

In dieser Zeit erfahren die Schwitteks von Misereor, ihrem wichtigsten Geldgeber, dass die Moscheenschulen nicht weiter finanziert würden. Afghanistan, so die Begründung, sei zu gefährlich geworden.

"Wir sind emotional am Limit", sagt Peter Schwittek, "was wird aus unseren Schülern, den Lehrern, Trainern, Fahrern?" Noch kommen sie finanziell über die Runden. Misereor hat ein Notbudget bewilligt, das wohl noch bis Februar reichen wird. "Wenn wir nicht bald neue Geldgeber finden, war's das", sagt Peter Schwittek.

Doch selbst in der größten Not gibt es Momente unerwarteter Wertschätzung. "Eigentlich hätten wir viel mehr Lehrer entlassen und Klassen schließen müssen", sagt er. Aber es geschieht etwas, womit das deutsche Ehepaar nicht rechnet: Angestellte verzichten freiwillig auf Lohn oder machen mit gekürzten Gehältern weiter. Manche Lehrerinnen unterrichten ohne Gehalt in ihrer Freizeit.

Dass die Schwitteks noch Hoffnung haben, liegt auch an Menschen wie Fausiah Ghiamuddin, einer hochgewachsenen jungen Frau, deren Gesicht von einem violetten Kopftuch gerahmt wird. Wie jeden Tag erscheint die 21-Jährige morgens um sechs Uhr zum Unterricht in der Moschee von Mullah Obaidullah Karisada. Als junges Mädchen lernte sie hier, anschließend stellte Peter Schwittek die Musterschülerin als Lehrerin ein. So gut war Ghiamuddin, dass Schwittek sie vor zwei Jahren bat, als Trainerin für Ofarins Lehrkräfte zu arbeiten. Fortan überwachte sie den Unterricht, half, wo es haperte, sprach Mut zu, wo es nötig war.

## **Für ihre Mission verhandelten sie auch mit Taliban-Führern**

"Ich möchte später Jura studieren, um Richterin zu werden", erzählt Ghiamuddin. Afghanistan brauche eine unabhängige Justiz und unbestechliche Richter. Ihr Vater, ein pensionierter Mitarbeiter des Justizministeriums, unterstützt ihre Pläne. "In unserer Familie ist Bildung sehr wichtig", sagt Ghiamuddin, das siebte Kind von elf Geschwistern. Ihr Vater habe ihr versprochen, bei der Wahl des Ehemannes darauf zu achten, dass dieser seiner Tochter weiterhin die Selbstbestimmung über ihr Leben überlässt, sagt sie und kichert. Nichts soll ihrer akademischen Laufbahn im Wege stehen, schon gar nicht ein Mann. Sie erzählt von ihren Freundinnen, einige davon Lehrerinnen bei Ofarin, die gerne studieren würden oder Polizistinnen werden wollen. "Aber ihre Familien haben es ihnen verboten." Neidisch seien ihre Freundinnen nicht. "Eher traurig."

Die Aufnahmeprüfung für die Universität bereite ihr kein Kopfzerbrechen. Viel schwieriger sei es, die Studiengebühren zu bezahlen und gleichzeitig ihre Familie zu unterstützen, sagt sie und fügt dann mit leiser Stimme hinzu, dass ihr Traum bis vor Kurzem greifbar war. 290 Dollar habe sie als Trainerin im Monat verdient. Das hätte für Studium und Familie gereicht. Seit der Gehaltskürzung fließt in ihre Gebete der Wunsch ein, dass die Schwitteks bald neue Geldgeber für die Moscheenschulen finden; *inschallah*, so Gott will.

Am Nachmittag sitzt Anne Marie Schwittek auf dem Balkon ihres Hauses in Kabul bei einer Tasse Tee und blättert in einer drei Wochen alten Ausgabe des *Spiegels*. "Ah ja, die von der Leyen", murmelt sie. Ein Sandsturm kündigt sich an. Kampfubschrauber fliegen über das Haus der Schwitteks hinweg. Aus anderen Teilen des Landes kommen schlechte Nachrichten. Im Osten gibt es neue Gefechte. In der Provinz Ghor haben Bewaffnete drei Mitarbeiter einer internationalen Hilfsorganisation getötet. Anne Marie Schwittek nippt an ihrem Tee und blickt hinunter in den Innenhof, wo ihr Ehemann gerade im Kreis marschiert, Sport gegen Diabetes.

Täglich 24 Runden schnelles Gehen, zwölf im Uhrzeigersinn, zwölf dagegen. "Peter, zieh dir Socken an, sonst holst du dir eine Blasenentzündung!", ruft seine Frau vom Balkon.

Es läuft sich angenehm in diesem Innenhof, in dem Granatapfelbäume wachsen und Weintrauben von Holzspalieren hängen. Und doch sind die Mauern mit dem Stacheldraht obendrauf so etwas wie Demarkationslinien der persönlichen Freiheit. Ausländer könnten nicht einfach so auf der Straße spazieren gehen, sagt Peter Schwittek. "Das Entführungsrisiko ist viel zu groß. Vor zwei Jahren wurde in unserer Straße ein Franzose aus seinem Auto gezogen. Ich glaube, der ist bis heute nicht wieder aufgetaucht." Aber am Tor stehe ein Wachmann mit Gewehr, ungebetene Gäste beiße der Wachhund, und am Ende der Straße befinde sich ein Polizeiposten.

Nach 24 Runden gesellt sich Peter Schwittek zu seiner Frau. Während der Sandsturm über das Haus fegt, erzählen sie, was ein deutsches Ehepaar an den Hindukusch verschlägt. Es ist das Jahr 1998, die Taliban haben in Afghanistan das Denken verboten, verteufeln Musik, Filme und Bücher, zwingen Frauen unter die Burka und verstecken Männergesichter hinter langen Bärten. Bildung ist für sie des Teufels und somit Sünde. Schulen werden geschlossen oder zerstört. Und Peter Schwittek findet, dass dies der richtige Zeitpunkt sei, um zu helfen. Denn er kennt Afghanistan aus besseren Zeiten, hatte 1973 eine Dozentenstelle an der Universität von Kabul angenommen und spricht passabel Dari. Aber wie genau soll er das Problem in dem Land eigentlich angehen, wo anfangen? Schwittek glaubt, die Lösung zu kennen: Bildung, logisch. Seitdem pendelt er zwischen seiner Heimat im unterfränkischen Randersacker und Afghanistan hin und her.

Schwittek weiß, dass die Taliban keine Einheitsfront bilden, und versucht, einzelne Mullahs davon zu überzeugen, dass Vorgänge, die in einer Moschee stattfinden, zwangsläufig gottgefällig sein müssten. Das Argument überzeugt. Und so erobert er ein Gotteshaus nach dem anderen, kann Tausende Kinder und Jugendliche unterrichten. "Dazu mussten wir Lehrer ausbilden und sogar Schulbücher neu schreiben", erzählt Peter Schwittek. Es gelingt ihm, die Unterschrift des Taliban-Führers Mullah Omar zu bekommen, in dem Schwittek zugestanden wird, Mädchen in Moscheen zu unterrichten.

Dann fliegen zwei Flugzeuge in die Zwillingsstürme von New York, US-amerikanische Truppen marschieren gegen die Taliban und Al-Kaida in Afghanistan ein. Als die Taliban vertrieben sind, entstehen weitere Schulprojekte im Pandschirtal sowie in den Provinzen Logar und Wardak. Viele Probleme für die Schwitteks beginnen jedoch erst mit dem Einmarsch der Amerikaner und ihrer Nato-Verbündeten: Die Sicherheitslage verschlechtert sich von Jahr zu Jahr, internationale Helfer werden zur Zielscheibe von Taliban, Extremisten, Banditen und Schmugglern.

Heute interessiert sich kaum jemand mehr für Afghanistan, sagen die Schwitteks, das mache die Spendenakquise so schwer. Die Deutschen, so glaubt das Ehepaar, seien müde. Immer nur schlechte Nachrichten, kaum Fortschritte.

Anne Marie Schwittek plagt an diesem Tag eine Gallenkolik, Peter Schwittek zwickt der Rücken. Die Sorgen und Belastungen der vergangenen Monate drückten auch auf die Gesundheit. "Wir sind ja nicht mehr die Jüngsten", sagen sie. "Wir haben jetzt über ein halbes

Jahr Zeit gehabt, uns an diesen bekloppten Gedanken zu gewöhnen." Dass es vorbei ist. "Wir sind aber nicht so defätistisch, nur noch an den Untergang zu denken." Abend für Abend sitzen die Schwitteks vor ihren Laptops und durchforsten das Netz nach Stiftungen und potenziellen Rettern. "Schau mal, Peter, das ist eine Stiftung, da steckt der Michael Stich mit drin", sagt sie und öffnet eine Website auf ihrem Laptop. Da bricht bei Peter Schwittek für einen kurzen Augenblick die ganze Anspannung hervor, die Stärke, die er sich für seine Mitarbeiter aufspart, bröckelt. "Wir sind einfach nur verzweifelt, wir haben noch etwas Geld, um auf kleiner Flamme weiterzumachen, aber danach ist bei uns zappenduster."

Schwitteks Mobiltelefon klingelt. Der Sohn in Deutschland fragt, wie es den Eltern geht. Alles gut in Kabul, sagt Peter Schwittek, alles gut.

*Diesen Artikel finden Sie als Audiodatei im Premiumbereich unter [www.zeit.de/audio](http://www.zeit.de/audio)*